Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 15 (1937-1938)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT
OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XV. Jahrgang, Heft 4 — Juli 1937
Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

Sie sind alle gut angezogen; etwas zu gut zwar für Männer, etwas zu bunt wohl auch. Ihr Gespräch geht um das Weib und das Auto, und ihre Haltung ist unsäglich müde und vornehm. Sie hätten etwas von alten Aristokraten, wenn nicht alles zu neu an ihnen wäre. In den lauen Sommernächten sitzen sie im Boulevard-Restaurant. Das ist kein „Café de la Paix" und auch kein ausgesprochenes „Verbano". Auch es ist neueren Datums. Hier spricht man Zürichdeutsch, wenn auch mit hellerem A als beispielsweise in Feldmeilen oder Rümlang, und unser CeHa, das beim Chaib die Kehle wie Sansilla oder Türkenhonig reizt, wird hier zum linden Gh. Im übrigen ist viel Englisch drinnen, weil jeder doch mal „drüben" war. Das Kaffeehaus am See ist nichts für Männer, welche Stumpen und Brissagos rauchen. Die Männer sind hier Herren und die Frauen sozusagen Damen. Manche spielen mit den Blicken Pingpong. Am Trottoir unter den Kastanien stehen die Mercedes und Balillas Schlange; sie sind herausgeputzt wie ihre Führer, und kein Modell ist unter 1935. Die Habitués bekunden das sogar mit Motorengeräusch, geschäftig, flüchtig, stirngerunzelt. Kein Wunder, daß der Jüngling, der mit seinem duftigen Organdy-girl vorfährt, hier zum Caracciola wird. Es ist ein Bild aus „Sie und Er" und damit Punkt, trotzdem Tucholsky oder Kästner jetzt ein paar ärmere Teufel auf die Szene brächten, damit der Leser merke, daß es ihnen um das Soziale geht.

*

Geschenke sind Denkmäler, errichtet im Herzen unserer Freunde. Dort sollen sie an uns erinnern und von uns zeugen, Sinnbilder unserer freundschaftlichen Gesinnung und unseres Wesens. Bücher aber sind wahre Muster von Freundschaft: stets bereit, wenn man sie braucht — nie beleidigt, wenn man sie wieder wegstellt.

*

Lob des Spazierganges. — Er ist kein Sport, zugegeben, und er kennt keine Rekorde. Und doch schenkt er uns herrliche Preise. Keine Kränze mit Schleifen allerdings und auch keine Becher fürs Büfett. Die Preise sind anderer Art. Sie mögen eine gefundene Blume sein, eine Marguerite etwa oder ein Gänseblümchen oder, wenn's hoch kommt, eine wilde Rose, ein Ausblick auf den See vielleicht, ein Windhauch durch das feuchte Unterholz, ein Vogellaut, ein fernes Mädchenlachen und der ewig singende Ton in der Luft. Die Preise sind Fröhlichkeit und Hoffnung, und sie entwirren

das Hirn und machen das Herz weit, das manchmal fast verkümmern will ob all der Hast der Zeit und all dem schalen Kleinkram, der die Seele träge macht. Aber wir müssen allein sein wie mit einem guten Buch; denn das Spazierengehn soll Sammlung und Vergessen sein. Es liegt zwischen Flanieren und Wandern, weil es weder das Improvisierte, Müssiggängerische des einen noch das Weitschweifige des andern hat. Man wird in ihm zum Maß erzogen und manchmal, will mir scheinen, fast zur Güte.

*

Es kann eine Verleumdung noch so absurd und aus der Luft gegriffen sein; es wird immer Leute geben, die sie glauben wollen und für Verbreitung sorgen. Um edel zu erscheinen, hilfreich und gut, schütteln sie grimmig den Kopf und stöhnen: Unmöglich! Nach ersichtlichen Kämpfen mit Gefühlen und Worten werden die Lippen bald dünn, und sie zischen gebrochen wie Sterbende: Etwas Wahres wird freilich daran sein... Und dann geifern und rülpsen sie nochmals dasselbe, und wahrlich! — sie dichten; denn der Kaffee schmeckt gut und der Kuchen nicht minder, und die Männer tun es oftmals am Biertisch.

*

Tugend und Laster. — Hätte die Tugend in allem ihren Willen, wäre sie so unerträglich, wie es herrschende Parteien gewöhnlich sind. Es ist die Funktion des Lasters, die Tugend in vernünftigen Grenzen zu halten.

Die Tugend ist noch niemals von jenen richtig dargestellt worden, die irgendwie Anspruch darauf hatten, für tugendhaft zu gelten. Es sind die Nichtganzlasterhaften, die Tugend am besten verstehen. Die Tugendhaften sollen dabei bleiben, das Laster zu beschreiben — das treffen sie gut genug.

(Aus den „Merkbüchern" Samuel Butlers.)

DIE SCHWEIZ UND DIE MILITÄRKONVENTIONEN.

So überschreibt Franz Aschinger seinen aktuellen Aufsatz in der letzten Nummer des „Zürcher Student". Ein solches Thema verdient ungeteilte Aufmerksamkeit. Die in ihm enthaltenen Fragen stehen sicherlich im Zenit der schweizerischen Außenpolitik. Von ihrer richtigen Beantwortung hängt deshalb in entscheidendem Maße die Stellung und damit das Schicksal unseres Landes in einem eventuellen zukünftigen europäischen Kriege ab. Schicksal im Krieg, heißt das nicht Entscheidung über Gut und Blut? Gerade diese Erkenntnis tut weit herum not.

Nehme ich es gleich vorweg! So sympathisch ich auch Franz Aschingers Aufsatz entgegennahm, dem Vorschlag, die Schweiz solle mit Frankreich, Deutschland und Italien Militärkonventionen abschließen, kann ich nicht beipflichten. Das Zustandekommen dieser Garantieabkommen ist nicht nur in jeder Weise in Frage zu stellen, sondern auch nach ihrer Realisierung würden die Nachteile die Vorteile überwiegen.

Zunächst sind die Gründe, die gegen ihre Verwirk-

lichung sprechen, mannigfach. Vorerst eine Erwägung allgemeiner Natur. Franz Aschinger faßt allein Frankreich, Deutschland und Italien ins Auge. In der Tatsache, daß die drei Abkommen nebeneinander bestehen sollen, liegt nun etwas Unmoralisches. Denn eine Garantie hat allgemein nur an schutzwürdigen Gegenständen einen Sinn; man kann nur gewährleisten, wo es etwas zu gewährleisten gibt. „Il n'y a pas de fumée sans feu". Gewährleistung an verletzungsunwürdigen Sachen ist „contradictio in adiecto". In unserem Falle garantieren Frankreich, Deutschland und Italien die schweizerische Neutralität. Voraussetzung der Garantieabkommen mit einem jeden der drei Staaten ist also die Fähigkeit der beiden andern, die schweizerische Neutralität zu verletzen. Deutschland zum Beispiel kann nur Garantie stehen, wenn Frankreich und Italien des Neutralitätsbruches verdächtigt sind, da Österreich von Anfang an ausgenommen ist. Kurz, damit alle gewährleisten können, müssen notwendigerweise alle — so paradox es scheinen mag — doppelt verdächtigt werden. Vertrauen und Mißtrauen paaren sich in unnatürlicher Weise; jeder ist einerseits Träger von Verdacht und anderseits würdig genug, zuverlässiger Garant zu sein. Der gleiche Schauspieler übernimmt im gleichen Stück zwei verschiedene Rollen, eine als Einbrecher, eine andere als Polizist.

Seien wir aber nicht allzu empfindlich und lassen die Einwände moralischer Natur beiseite, um uns auf die vorderhand kapitale Frage zu beschränken: ist mit einer vollständigen Verwirklichung des Planes zu rechnen? Das Fehlen auch nur einer der drei Militärkonventionen müßte die schweizerische Neutralität beflecken, die obendrein noch verbieten würde, aus den „willkommenen Sondierungen" nützliche Konsequenzen zu ziehen. Nur viel Ärgernis, Mißtrauen und Unsicherheit wären an der Tagesordnung.

Der erste Stein des Anstoßes, der der vollständigen Verwirklichung im Wege steht, sind die Generalstabsbesprechungen, die Franz Aschinger verlangt. Dieses Postulat ist an und für sich bestimmt richtig. Abkommen ohne militärische Übereinkünfte würden die bestehenden Sicherheiten kaum erhöhen. Bei einem Durchmarschversuch Deutschlands zum Beispiel

durch schweizerisches Hoheitsgebiet wird uns Frankreich in seinem eigenen Interesse zu Hilfe eilen, also unabhängig davon, ob ein französisch-schweizerisches Garantieabkommen besteht oder nicht. Die militärische Verletzung der schweizerischen Neutralität ist eben nur im Zusammenhang mit einem mitteleuropäischen Krieg zu denken. Was die Militärkonventionen deshalb garantieren könnten, ist nicht die Hilfe selbst, sondern nur die Organisation dieser Hilfe. Ihr einziger Fortschritt würde also in den Generalstabsbesprechungen liegen.

Aus Gründen der Neutralität kommen sie mit den drei Großmächten nur in gleicher Weise in Frage. Nun ist es sicher eine Utopie zu glauben, die Garanten würden ihre Militärgeheimnisse an den schweizerischen Generalstab verplappern und ihn gewissermaßen zum Hüter der verschiedenen Kriegspläne und damit leicht auch zum Zentrum der internationalen Spionage und Intrigen erheben. Sofern sich die Besprechungen aber auf beinahe nichts reduzieren, ist vorzuziehen, sie ganz fallen zu lassen und in sauberem Gewande dazustehen. Mit ihrer Nutzlosigkeit ist der Gedanke der Militärkonventionen fallen zu lassen.

Obschon man es angesichts der Schwere dieses einen Gegenargumentes bewenden lassen könnte, ist doch noch mindestens ein weiteres anzuführen. Es ist das bestehende Freundschaftsverhältnis zwischen Deutschland und Italien. Eine Verpflichtung einzugehen, die die beiden Freundesstaaten, wenn auch nur beim Verschulden des einen, als Feinde gegenüberstellte, widerspricht der autoritären Achse Berlin-Rom. Für Deutschland käme die Unvereinbarkeit dieses Verhältnisses mit seinen Argumenten gegen den französisch-russischen Pakt hinzu, auf die es als außenpolitisches Demonstrationsmittel kaum verzichten kann.

Diese Ausführungen dürften zeigen, welche unüberbrückbaren Hindernisse dem Abschluß von gleichzeitigen Militärkonventionen mit Frankreich, Deutschland und Italien entgegenstehen. Käme das Unmögliche trotzdem zustande und würden die Generalstabsbesprechungen richtig funktionieren, so ist doch mit der nackten Wirklichkeit zu rechnen. Unver-

ändert blieben vor allem zwei Tatsachen: die Rheingrenze eignet sich von allen am wenigsten zur Verteidigung und der nördliche Nachbar ist gleichzeitig die größte Gefahr der schweizerischen Neutralität. Die militärische Politik der einseitigen Befestigung der deutsch-schweizerischen Grenze müßte unzweideutig fortgesetzt werden. Nun ist es aber nicht einerlei, ob dies durch die Schweiz in selbständiger Weise wie bisher geschieht oder in bewußter Zusammenarbeit mit Frankreich. Dazu werden gleichzeitig den schweizerischen Sicherungsmaßnahmen gegen dieses Land nur unbedeutende Aufmerksamkeit geschenkt. Dadurch würden die Generalstabsbesprechungen mit Frankreich zwangsläufig das Übergewicht gegenüber denen mit Deutschland erhalten. In den Augen Deutschlands und schließlich noch anderer Staaten müßten wir zu Freunden des einen und zu Feinden des andern werden. Unsere Neutralität, die auch Franz Aschinger unter allen Umständen gewahrt haben will, fiele damit praktisch dahin. Die Garantiezusicherungen könnten uns somit zum Verhängnis werden.

Diese Erkenntnis stellt sich unabhängig neben die Befürchtungen Prof. Burckhardts und den Einwand von Nationalrat Oeri: „Wer eine Schutzgarantie entgegennimmt, muß logischerweise auch dafür sorgen, daß sie im Ernstfall durchgeführt werden kann." Die Klippe der militärischen Gefolgschaft könnte die Schweiz höchstens umschiffen, indem sie sich verdammt, die Rheingrenze unbefestigt zu lassen oder ihre Finanzen durch Erstellung von allseitig gleich wichtigen Befestigungen zugrunde zu richten.

Verletzung oder Wahrung der schweizerischen Neutralität? Der Entscheid liegt, wie ich bestimmt glaube, weniger in den Akten der auswärtigen Ämter als im eigenen Vorteil der Starken und in den augenblicklichen Konstellationen. (Es sei zum Beispiel anzunehmen, Italien und Deutschland kämpfen gemeinsam gegen Frankreich. Deutschland verletzt die schweizerische Neutralität erst während des Krieges. Die Garantieverpflichtung Italiens wäre illusorisch.) Beim heutigen Zustand der Verquickung der internationalen Verpflichtungen geht es in einem zukünftigen europäischen Krieg ohne Vertragsbrüche einfach nicht ab. Das ist sonnenklar. Und wenn es schon um

Wortbruch und Verrat geht, bezeugt die rücksichtslose Willkür einem schweizerischen Abkommen sicherlich nicht mehr Ehre, als jedem andern internationalen „Papierfetzen".

Reale Interessen sind die Beweggründe im Krieg. Sie entstehen aber nicht durch die Tatsache der Mißachtung eines Abkommens, sondern allein durch die Tatsache einer verbesserten oder verschlechterten Lage. Ein vollendeter Durchbruch Deutschlands durch die Schweiz ist für Deutschland immer ein entscheidender Vorteil, für Frankreich immer eine zu spät abgewendete Gefahr und umgekehrt. Darin zeigt sich die Überflüssigkeit der schweizerischen Garantieabkommen.

Begnügen wir uns, da die Schriftlichkeit so tief im Kurse steht, mit dem wenn auch ebenso unzuverlässigen politischen Ehrenwort der Machthaber Deutschlands und Italiens und vermeiden, uns jemals eine politische oder militärische Blöße zu geben. Ewiges Mißtrauen zeigt dem Ausland nur, wie wenig uns eigentlich eine Neutralitätsverletzung überraschen müßte. Das kann uns nur schaden.

Es gibt nur eine Lösung: „help your — self!" Wenn sie unbefriedigend ist, so sind es die andern noch mehr. Ich sage dies nicht aus „unangebrachtem Nationalstolz", sondern als Forderung unserer Existenz. Gesundheit des Volkes, Selbsterhaltungstrieb, Überlieferung und, wie es diese Ausführungen darzutun hoffen, das Interesse des Augenblicks fordern gebieterisch eigenen Willen und eigene Kraft. Unsere Verteidigung darf vorbeugend und, bis Hilfe naht, auch tatsächlich kein „blinder Einsatz" sein. Wir müssen es zustande bringen! Können wir es? Ja oder nein?

Die Frage ist hart. Aber wer ersetzt sie guten Gewissens durch eine andere? **Heinz Reichwein,** stud. iur.

WORAUF MENSCHEN STOLZ SIND.

Wir alle sind mit einem Minderwertigkeitskomplex, der uns niederdrückt, auf die Welt gekommen. Um uns aufrecht erhalten zu können, brauchen wir ein Korsett. Das beste, was es auf diesem Gebiete gibt, ist das Muskelkorsett berechtigten Stolzes: „Die feststehende Überzeugung vom eigenen überwie-

genden Wert." Nun sind aber die positiven Dinge, auf die man mit Recht stolz sein kann: Charakter, Genie, Schönheit, Güte, Taten, Werke, wohlgeratene Kinder, hohes Wissen und tiefe Erfahrung, nur schwer zu haben. Da begnügen sich die Menschen mit dem Fischbeinkorsett falschen Stolzes.

Die wohlfeilste Art, sagt Schopenhauer, ist der Nationalstolz, „denn er verrät in dem damit Behafteten den Mangel an individuellen Eigenschaften, auf die er stolz sein könnte, indem er sonst nicht zu dem greifen würde, was er mit so vielen Millionen teilt." Wer an „französischer Gloire" sich berauscht, wer noch immer hofft, „am deutschen Wesen werde die Welt genesen", wer im Namen der Kultur (beileibe nicht des Kattuns) stürmisch verlangt, daß „Britannia rules the waves", wer fleißig dem „sacro egoismo" opfert, und wer jeden Menschen schon bei der Einfahrt in New York fragt, wie ihm Amerika gefalle, ist ein bescheidener Mensch, an Bescheidenheit nur noch übertroffen von dem, der es sich genügen läßt, etwas nicht zu sein, also kein Neger, kein Jude und kein Eskimo.

Nicht von diesem, sondern vom Stolz des Individuums soll hier die Rede sein.

Wer kennt nicht die Familie, in der alle Menschen hellwach sind? „Mein Mann erwacht, wenn auch nur eine Zeitung raschelt." „Meine Frau ißt wie ein Vögelchen", „mein Sohn hat sofort einen Schwips, wenn er nur ein Gläschen Likör getrunken hat," „meine Tochter besucht in jeder Tristanvorstellung den zweiten Akt." Daß in dieser Familie niemand schwitzt, sondern sich höchstens warm fühlt, daß jeder husten muß, wenn in seiner Gegenwart jemand raucht, und daß alle einen Kaffee mit Haut voll Schauder zurückweisen, versteht sich von selbst. Unter diesen Umständen begreift man, daß diese Familie am Sonntag nie ausgeht. Wo sollte sie auch hin?

Der Onkel Franz aber fällt leider ganz aus dem Rahmen. Man kann sich mit ihm nicht sehen lassen, denn er seinerseits ist stolz darauf, daß er auch bei Kanonendonner schlafen kann. Daß er ein „starker Esser" ist, erfährt jeder in der ersten Viertelstunde; diese Tatsache ist es nämlich, die sein Lebensglück begründet hat. Er hat nämlich einmal sechsunddreißig Zwetschgenknödel gegessen und dadurch das Herz einer jungen

Dame erobert, die ihm dann als seine Frau so vorzüglich kochte, daß er auf seinem letzten Krankenlager befriedigt konstatieren konnte: „Wann i stirb, kann i wenigstens sagen, i hab was gessen." Dieser Mann ist natürlich ein Kettenraucher. Auf der Akademie in Leoben hat ihn in seiner Jugend kein Mensch unter den Tisch trinken können, und auch jetzt verträgt er, wie er strahlend sagt, „über den Durst zu trinken". Gern erzählt er von seinen Seereisen und vom Theater; denn auf dem Schiff ist er immer der einzige gewesen, der nicht seekrank war — er und der Kapitän —, und die „Gräfin Mariza" hat er sich siebzehnmal angehört.

Letzthin hatte ich auf einem Tanzfest Jugendlicher das Pech, im Gespräch beinahe überall anzustoßen. „Warum tanzt du nicht, Peter?" fragte ich den jungen Freund. Er warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu. „Neue Jugend tanzt nicht!" Man spielte gerade einen faszinierenden Foxtrott. „Warum tanzt du nicht, Gretl?" fragte ich meine reizend blondgezopfte Nachbarin. „Deutsche Mädchen tanzen keine Negertänze." Nun ertönten die unsterblichen „Rosen aus dem Süden". Überlegen müde lehnte an der Wand ein herziger Lebemann von sechzehn Jahren. „Warum tanzt du nicht, Herbert?" — „International orientierte Menschen verabscheuen veraltete Ausdrucksformen." Jetzt traute ich mich gar nichts mehr zu fragen. Welche Komplikationen auf engem Raum! Und plötzlich fiel mir ein, daß es noch eine vierte Gruppe gebe, eine, der ich angehöre, jene, die stolz darauf ist, einen Reigentanz auf grüner Wiese jedem Tanz im geschlossenen Raum vorzuziehen. Also man denke: aus einer so leichten und luftigen Angelegenheit gehen vier Weltanschauungen hervor!

Selbstverständlich ist es, daß die natürliche Anlage besonders hoch gewertet wird. Jeder Schüler behauptet vor seinen Kollegen, er habe zuhause kein Buch angesehen. Der Klavierspieler, der mit Vorliebe eine Fantasie aus der „Boheme" zum besten gibt, versichert, er spiele nur nach dem Gehör. Mit Skilaufen und Schwimmen sind die meisten Leute nach ihrer Aussage schon auf die Welt gekommen. „I hab mi aufs Radel gsetzt und bin schon gfahrn." Wesentlich weniger hoch im Kurs steht die Tugend. So behaupten unzählige Menschen, sie

hätten immer Schule geschwänzt, hätten die schlechtesten Sittennoten gehabt und seien zuletzt aus der Schule hinausgeworfen worden. Kurz, jeder will einen glauben machen, er sei ein verlorener Sohn gewesen, nur um einen dunklen Hintergrund zu schaffen, von dem sich seine gegenwärtige arrivierte Persönlichkeit helleuchtend abhebt.

In verschiedenen Ländern ist man auf Verschiedenes stolz. Ein alter Chinese hält darauf, möglichst alt, die europäische Frau darauf, möglichst jung zu sein. Auch hat jede Zeit ihren eigenen Stolz. Während das junge Mädchen im Jahre 1897 vor einer Maus flüchten mußte, muß es jetzt vorgeben, es gelüste es, mit einem Tiger an der Leine auf der Bahnhofstraße spazieren zu gehen. Stolz unterscheidet sich auch nach Ständen. Der Schauspieler macht sich bekanntlich nichts aus dem Publikum und läßt sich nur äußerst ungern von Zeitungen interviewen. Der Schriftsteller liest aus Grundsatz keine Rezensionen. Der Maler sagt: „Nichts eingschickt hab i bei dera Ausstellung." Der Journalist verbreitet in weitesten Kreisen, er bespreche Bücher, ohne sie gelesen zu haben. Einen Architekten aber kenne ich, der ist auf die Tatsache, daß er nie einen Bleistift bei sich hat, so stolz, wie ein Kind auf eine Zahnlücke. Das heißt, meine Freundin Ulla (fünf Jahre alt) ist noch stolzer auf ihre zwei Goldplomben.

Alle diese Gefühle versteht man noch. Wer möchte nicht Intuition besitzen, sich nicht unabhängig zeigen von Menschen und Sachen. Deshalb hören wir öfter von den ödesten Menschen die Versicherung: „Wenn ich allein bin, langweile ich mich nie." Nur Gott weiß, wie sie das machen.

Aber es gibt auch eine Menge von Stolzäußerungen, deren Wurzel unauffindbar ist. Wie soll man das verstehen, warum jeder Mensch in Wien den besten Zahnarzt hat; warum die Leute so viel auf seltene Todesursachen bei ihren Verwandten halten; warum Fieber-Temperaturerhöhungen beinahe ebenso hoch gewertet werden wie Standeserhöhungen. Auch in den Mann, der mit Stolz erzählt, er könne nur zwei Melodien unterscheiden, den Radetzkymarsch und das andere Lied, welches nicht der Radetzkymarsch ist, kann man sich nicht recht hineindenken.

Von jung an sammle ich Leute, die auf etwas Ausgefallenes stolz sind. Mindere Exemplare pflege ich mit anderen Leuten auszutauschen, meine besten behalte ich für mich. Zwei gebe ich heute dem „Studenten" zu Ehren zum besten:

Der Mann aus der Vorstadt.

In der Wiener Straßenbahn. Ein Mann sagt zum andern: „Sie müssen nämlich wissen, i iß ka Gollasch net. I iß wirklich ka Gollasch!" Und dann noch einmal, nach einer Pause tiefer Versunkenheit: „I bin a merkwürdiger Mensch, i iß ka Gollasch!"

Interessiert blicke ich von der Zeitung auf und schaue den Sprecher an. Er strahlt von innerer Befriedigung. Geradezu siegreich sieht er aus. Er fühlt sich erhoben, herausgehoben aus der unübersehbaren Menge der Gollaschesser. Jetzt steht er allein, weithin sichtbar, um ihn herum luftleerer Raum. Er ist ein merkwürdiger Mann, er ißt ka Gollasch.

Die Dame aus dem Cottage.

Ein eleganter Salon. Ich bin bei einer Dame, die mir geschrieben hat, daß sie sich für das Schulwesen interessiere. Jetzt mühe ich mich, ihre Fragen möglichst kurz und klar zu beantworten. Sie hört aber nur zerstreut zu, weil sie damit beschäftigt ist, ihren Fächer zu Boden fallen zu lassen, den ein anwesender junger Mann immer wieder aufhebt. Infolgedessen dauert die Unterredung länger als ich beabsichtigt habe. Es wird spät, meine Augen suchen nach einer Uhr. Die Dame lächelt und sagt: „Wir haben keine Uhr im Hause." Ich erhebe mich, um Abschied zu nehmen, da fragt sie: „Wann halten Sie Ihren nächsten Vortrag?" und ich, absichtslos: „Der Tag wird in der Zeitung stehen." Diesmal scheint sie verletzt. „Sie denken doch nicht, daß ich eine Zeitung lese." — „Nun, dann werde ich Sie einfach telephonisch anrufen," schlage ich vor. „Anrufen? Ich besitze kein Telephon. Ich könnte mit so etwas nicht unter einem Dache leben." Ich stotterte „entschuldigen Sie", und gehe. Erst auf der Straße begreife ich ganz, wie sehr diese stolze Überlegenheit berechtigt ist. In einer Stadt, in der jedes Kind, wenn es die Verhältnisse irgend gestatten, schon zur Konfirmation eine Uhr bekommt, in einer Stadt, in der nicht

nur alle Menschen die Zeitung lesen, sondern auch die meisten für eine schreiben, und in der alle, die kein Telephon haben, sich eines wünschen, ist die Totalabstinenz von Uhr, Zeitung und Telephon eine stolze Sehenswürdigkeit. — — —

Ich liebe die Schweizer, weil ich noch keinen getroffen habe, der seine Berge höher fand, als die anderer Gebirgsländer.

Eugenie Schwarzwald.

FRAU VON HEUTE.

Ein nachdenkliches Epos.

Erster Gesang.

Sicher lest ihr, o Freunde, im Nebelspalter den Abschnitt,
Der mit diesem Titel bezeichnet ist, öfters und gerne, —
Habt die Rubrik vielleicht schon mit eigenen Beichten beliefert
Oder zumindest die eigene Wut an den Beichten der andern
Löblich gestillt, verdrängt oder sonstwie verändert. Ich weiß es.
Aber warum ist diese Rubrik ein so düstres Ventil der
Zornigen, allzu verstimmten Gemüter? Warum am Ende
Gibt es das überhaupt, diese ganz besondere Gattung?
Diese ganz präzedenzlose Spezies des sapienten
Homo? Frau von heute! Ist die nicht schon gestern gewesen?
Nein und tausendmal Nein! sie hat eine jüngere Mutter.
Daß wir nicht alle in einem großen Gelächter versinken! —
Sind denn die Weiber Männer oder die Männer zu Weibern
Worden? Sind wir nicht alle Muttersöhne und -töchter? —
Hat sich die anatomische Ordnung verwandelt? Es kommt ja
Häufig, beinahe alltäglich vor, daß sich weibliche Menschen
In der Klinik besinnen und hosenbekleidet nach Haus' gehn...
Sagt mir, worauf ist denn diese beßre Besinnung gegangen?
Auf das Gewand, das Gemüt, das Geschlecht? so sagen's die Ärzte.
Gehet mir weg! Vielleicht auf die Eitelkeit? Wär' eine Schande!
Ist's das Gewand, warum tragen dann doch so viele noch Röcke?
Ist's das Gemüt, warum seid ihr nicht stolzer geworden? und warum
Habt ihr euch nicht der Gerüchte erwehrt, die über euch lachen?...

Überladen sind alle Fakultäten von Weibern.
Schickt sie nach Hause! Sie taugen zu nichts, sie verderben
allein die
Gute Laune, die gestern uns zierte ... Also verbreitet
Jammernd sich der vergrämten Schar. Wo finden wir Ruhe?
Wo den ersehnten Platz an der Sonne, den ihr uns beschattet?
Schaufelt ihr uns nicht das Grab und die Fäulnis? — Noch
können wir fluchen,
Gott sei dank! Doch wenn es nicht lange mehr währte? —
Eugenie
Schwarzwald beweist zwar, daß wenn man ein Weib ist, man
gerne und eilig
Wechselt die Fakultät, sofern man zum Wechsel der Männer
Neigt oder Not hat. Das wär' die Bedingung ... Aber ich frage:
Woher die Not und die Neigung? Woher der Wechsel der
Männer?
Ist der Wechsler oder vielleicht der Gewechselte schuldig? ...
Oft schon stimmte mich diese Erwägung bedenklich.
Wahrhaftig:
Alt ist das Sprichwort, daß alle Verschuldung auf Erden
gerächt wird,
Alt und erfahren wie eine gute, bewährte Regierung!
Also — wir lernten, daß alles Bestehende Grund hat — wir
fragen:
Wo ist die Schuld, daß man so spricht? — Denn nicht nur
der Spalter
Kennt die Rubrik, fast jeder führt sie im Munde, und keiner
Meint, er verstünde darüber nichts mehr zu sagen. Die Frau von
Heute muß etwas Besonderes sein, nicht Goethes verehrte
Lotte, nicht Griechenlands Helena, auch nicht Regula Amrein.
Manche Verbitterte sagen: Es ist der leibhaftige Teufel!
Andre bekreuzigen sonst sich vor dieser verfemten
Erscheinung.
Ist sie noch Weib, ein Wesen, das sich dem Manne verbindet?
Ist sie nur Schemen, ein Zwitterding noch, ein verblassendes
Omen?
Liebe ist alt und grau, man wagt sie nicht mehr zu lernen.

Flirt ist Triumph, den will man nur trinken, niemals
verdauen . . .
Aber man spottet des Trinkens, man spottet des eigenen
Unernsts.
Einer belächelt den andern, und einer findet den andern,
Wenn er das Herz ausschüttet und gar verloren, romantisch . . .
Dies von den Männern; doch von den Frauen! Sie scheuen
Romantik
Noch viel mehr, und wenn sie sie auch im Stillen begehren. —
Alte Wahrheit! Doch offener war der Protest nie. Die Mädchen
Wollen nicht Mädchen, die Frauen wollen nicht Frau sein.
Man sagt, es
Ist die Emanzipation. Doch diese, behauptet man, ist auch
Wieder vorüber, verunglückt! Verdrossen gesteht man ihr
Scheitern.
— Aber so sagt mir doch, Buben und Mädchen, welche
Bewegung,
Neu unter Sonne und Mond, hat heute begonnen? Ihr seid ja
Einig, einig in der Kritik! Kritisieren ist alles,
Urteilsprechen das Einzige, was uns verbindet. Nur Schaffen,
Vorwärtsgehen fällt uns so schwer, wir stecken voll Bremsen . . .
Singet ein Loblied dem Radschuh, der alle Bewegung
zertrümmert. —
Nur aus Geständnis der Armut vielleicht kann Erneuerung
kommen.

Zweiter Gesang.

Es gibt immer noch eine Schar von Akademikern, die auf der Straße, vor allem aber in der Uni mit dem Zarathustra Nietzsches in der Tasche herumlaufen und sich damit sehr groß vorkommen. Als ob sie ihn selber geschrieben hätten. Oder als ob sie damit — mit dem Herumtragen des Buches — den Übermenschen zu zeugen im Begriffe wären. — Es handelt sich bei diesen natürlich vorwiegend um männliche Studenten.

Doch es gibt noch ein anderes Buch, das bei männlichen Studenten hoch im Kurs steht (wenn auch nicht laut wie Schlagermelodien). Dieser Reißer — wenn das Buch auch gewiß nicht als solcher gemeint war — wurde einst von einem

genialen Juden geschrieben und wird, soviel ich beobachten konnte, bei Pro- und Antisemiten in ähnlicher Weise geschätzt. Es heißt zwar nicht „Frau von heute", aber ähnlich: „Geschlecht und Charakter". Jedermann kennt den Namen Otto Weiningers. Wer ihn nicht kennt, ist Paria.

Die Schar der das Buch Ablehnenden ist klein. Man lehnt es dann ab, wenn man die allgemeine Moral kategorisch verteidigen will. Aber auch das geht nicht gut, denn das Buch hat, bevor es die psychologische Harfe ergreift, eine zwingende biologische Einleitung. Diese vollends würdigen kann zwar nur der geschulte Naturwissenschafter, doch sie ist so klar und überzeugend geschrieben, daß man, woher man komme, gerne dazu A sagt. — Nun aber das B-Sagen!

Damit treffen wir zur zweiten Gruppe derer, die Weininger in der Tasche tragen. Nämlich zu jenen, die gerne B sagen möchten, das heißt den psychologischen Hauptteil des Buches bejahen wollten — und es doch nicht recht wagen. Diese Gruppe ist sehr groß. Sie fürchtet sich vor dem zweischneidigen Schwert des zweiten Teils, empfiehlt aber doch jedem, der diesen noch nicht kennt, ihn zu lesen, fleißig zu studieren und sich zu bemühen, ob er damit was anfangen könne...

Die Vertreter dieser Gruppe sitzen an verschiedenen akademischen Plätzen mehr oder weniger beschaulich da und fragen die Vorübergehenden nach ihren Urteilen. Und wenn einer keines hat, dann lachen und pfeifen sie und empfehlen ihm das ihre, selbstverständlich negative.

Negativ ist auch das Urteil der dritten kleinern Gruppe, welche das gefährliche Buch schlechthin bejaht. Aber bejahen heißt bei ihnen nur: Weiningers Verzweiflung teilen. Sei es seine Verzweiflung über das Weib (gemeint ist das absolute), sei es die Verzweiflung darüber, daß es nur Mischformen gebe, also weder absolute Weiber, die man dann einfach umbrächte, noch absolute Männer, die sich dann zu herrlichen Herren der Erde erhöben... Sei es endlich die Verzweiflung über die Ohnmacht des empirischen Menschen (deren Konsequenz ja nur die Selbstvernichtung wäre).

Ob es die vierte Gruppe — das wäre jene, die „Geschlecht und Charakter" noch in einem andern Sinne bejahen könnte —

auch gibt, weiß ich nicht. Ich wage die Frage nicht zu beantworten.

Allen Gruppen gemeinsam aber scheint das Eine zu sein: daß sie den Schluß des Buches nicht gelesen oder nicht verstanden haben, denn dieser müßte doch in manchen Zweifeln oder Unschlüssigkeiten etwas nachhelfen. Für viele scheint Weininger wirklich nur das Negative aufgeschrieben, nur das Schwarze und — nur das Empirische gezeichnet zu haben. Nicht auch, so verstoßen und unwahrscheinlich es klingt, das Imperativische.

Daß Weininger der landläufigen Moral nicht nur den Kopf vom Rumpfe trennt, sondern ihren ganzen Leib mit Haut und Knochen verbrennt, ist nicht zu diskutieren. Damit ist er nicht der erste. Das taten auch Nietzsche, Schopenhauer und — auf einer andern Ebene — Kant. Vielleicht tat es niemand so wissenschaftlich-analytisch wie Weininger. Niemand so modern und so „brutal", wie die ersten Besprechungen des Buches sagten. Leider wurde das Buch gerade durch seine unbefleckte Offenheit ein gefundenes Fressen für eine neue geistige Halbwelt (zu der wir uns wohl immer wieder zu zählen haben, da wir noch nichts Neues, Ganzes geworden sind). Es bedeutet immer wieder Befriedigung einer sadistisch-wertentbundenen Lust, mit den von andern errungenen Erkenntnissen mühelos um sich zu werfen und — dabei stehen zu bleiben. Ist Weininger wirklich nur ein Elementarbuch? Hat er nur von der Seelenlosigkeit, nur von der Schmach des Weibes und von der Verirrung der Männer geschrieben? Nichts von Werten, nichts von der Substanz der Seele?

„Die Lust an sich ist weder sittlich noch unsittlich. Nur wenn der Trieb zur Lust den Willen zum Wert besiegt, dann ist der Mensch gefallen." Nicht wahr, der Mensch! Es gibt kaum ein idealistischeres Buch als „Geschlecht und Charakter". Sein Verfasser ist an seinem (hilflosen?) Idealismus zugrunde gegangen. Hat er damit unsere Tragik vorweggenommen? Die Tragik, daß wir am Ende doch Idealisten (nicht nur Romantiker) sein möchten, den Mut zur entsprechenden Wirklichkeit aber nicht mehr finden! — So einfach ist die Sache nicht.

Ich will hier gar nicht Weininger resümieren. Denn ich

kenne die Gefahr zu gut, daß dann sogleich jene kämen, die, o h n e das Buch zu kennen, sich auf die einzelnen Brocken des Exzerptes stürzten und, sie zerreißend, Ecce Homo schrien. Darum bleibt nur übrig, die aufzurufen, welche das Buch nachschlagen und danach ihre Meinung bilden wollen...

Weiningers Buch ist, wie er selbst sagt, ein Versuch, das Rätsel Weib zu verstehen. Und damit sicher nicht nur das Weib (denn das zieht die Frage nach dem Manne mit sich), auch nicht nur die Polarität Mann-Weib (denn das führte vom Menschen weg), sondern eben den Menschen! „Auch gegen das Weib ist nur e i n sittliches Verhalten dem Manne möglich: ... einzig der Versuch, es zu verstehen. Die meisten Menschen geben vor, d a s Weib zu achten, um praktisch die W e i b e r desto gründlicher zu verachten." Das ist unter anderm eine Skizze unseres heutigen Verhaltens — nicht zuletzt an der Hochschule. Vielleicht auch eine Definition des Flirts.

Ich zitiere hier absichtlich nicht aus dem Kapitel über die Emanzipation, denn es ist zu sehr Voraussetzung. Es ist aber auch allgemeine stillschweigende Voraussetzung im Lande (und in der Luft), daß die historische Emanzipation der Frauen irgendwie erledigt ist. Die Behauptung trägt mir vielleicht Ohrfeigen ein, aber das Gebahren der „Frau von heute" ist vorwiegend eine mürrische Resignation (die sich manchmal in uneingestandenes Heimweh transformiert) darüber, daß die einst so hoffnungsüberladene Emanzipationsbewegung versandet ist. Warum sie versandet ist und versanden mußte, das allerdings wußte Weininger mit unheimlicher Deutlichkeit.

Nicht wahr, bevor man das erwogene Buch zu lesen anfängt und nachdem man erst seinen Titel von allen Seiten betrachtet hat, frägt man sich kopfschüttelnd, was denn das Geschlecht mit dem Charakter zu tun habe. Wer dagegen eine Reihe von Enttäuschungen hinter sich hat, sei es als Mann mit Frauen, sei es als Frau mit Männern, der mag schon einiges Verständnis für diese Überschrift aufbringen. Doch sofern man — auch in diesem Falle — von der eignen Unfehlbarkeit nicht ganz geblendet ist, wird man ja kaum die berühmten „Enttäuschungen am andern" einfach einer restlosen Verschuldung des andern gleichsetzen. So wird man auch die Frage nach der

„enttäuschenden" Frau von heute nicht einfach mit der Verwandlung in deren Anklage beantworten. Und auf diese „unverwandelte" Frage bzw. deren Schwierigkeiten gibt Weiningers Buch in seinen letzten Kapiteln vielleicht doch eine Antwort . . .

Es ist nicht leicht, darüber zu schreiben, wenn man sich damit zwar an alle wenden möchte, dagegen andauernd sowohl erst mitteilen als auch mit möglichen Gegnern sich auseinandersetzen muß. Der Schiffbruch der Emanzipation liegt bei denen verschuldet, die „gar nicht ahnen, wo die Unfreiheit des Weibes eigentlich liegt und was ihre Gründe sind." Aber „das Problem der Menschheit ist nicht lösbar ohne eine Lösung des Problems der Frau." Die empirische Emanzipationsbewegung ist eine Forderung nach Freiheiten und Rechten, und das war ihr Irrtum. Hier aber wird die Sache brenzlig. Wenn sie ein Irrtum war, so war sie es nicht um der Inhalte — Freiheit, Rechte usw. — willen, sondern weil sie vom falschen Orte ausging. Dann war die falsche Voraussetzung das Verlangen der Frau, ihre Natur zu verleugnen, und dem widersprach die Tatsache, daß sie das nicht kann. Woher aber rührte dieses Verleugnenwollen letzten Endes?

Wenn Wunschbilder ihre empirischen Vorbilder, ihre Imagines haben, dann war das Vorbild dieser Verleugnung die Verleugnung des Menschen im Weibe durch den Mann . . . Man höre: „daß der Mann das ethische Problem für seine Person nicht lösen kann, wenn er in der Frau die Idee der Menschheit immer wieder negiert, indem er sie als Genußmittel benützt!" „Und so sehr es die Frau charakterisieren mag, daß sie um diesen Preis sicherlich stets auch dem ärgsten Sklavenjoch sich gern fügt, der Mann darf auf den Handel nicht eingehen, weil auch er sittlich dabei zu kurz kommt."

Um nun aber jenen Herren der Schöpfung, die sich nach diesem Zitat, vermeintlich von Schuld frei, wieder aus dem Staube machen möchten, zuvorzukommen und sie an das zentrale Anliegen Weiningers zu erinnern, fragen wir gleich: Warum will sich das Weib denn der Sklaverei fügen? Und warum mußte der erste Widerstand gegen die Sklaverei zerbrechen?

Der ganze Fragenkomplex rührt, ob nun von Weininger

oder einem andern gründlichen Philosophen aus gesehen, zweifellos an die „letzten Dinge" und führt auf die Imago Dei zurück. Ohne damit aber auf eine deduktive Theologie umzuschalten, sondern nur konsequent das psychologische Anliegen zu Ende führend, reduziert sich die Frage nach den sexuellen Typen (nach der Abwandlung aller Zwischenformen) auf die eine: Das Weib als die Möglichkeit im Manne. Wer aber so weit geht, der muß dann allerdings notwendig B sagen. Und das heißt, daß der Mann das Sosein des Weibes verschuldet hat. Es bleibt dann, wenn man die vorherigen Stufen durchwandert und die den unleugbaren Tatsachen eignenden Vorzeichen bejaht, das heißt die sexuelle Wirklichkeit nicht nur in ihrem Vorhandensein, sondern auch in ihrer Art verstanden hat —, nichts anderes als der Schluß übrig, daß der Mann eben, als er sexuell ward (und diesen Willen bewußt anerkannte, gewissermaßen von sich sonderte!), das Weib schuf. „Daß das Weib da ist, heißt ... daß vom Manne die Geschlechtlichkeit bejaht wurde. Das Weib ist das Resultat dieser Bejahung, die Sexualität selber."

In diesem Falle ist das Weib „natürlich" vom Manne abhängig. Es erhält nicht nur das Bewußtsein, sondern auch das Sein vom Manne und ist darum die Schuld des Mannes ... Und vermag die Liebe nicht, diese Schuld wieder gutzumachen, dann ist es um den — empirischen — Mann nicht weniger schlimm bestellt als um das Weib. Der Irrtum der Liebe aber ist der, daß sie das Weib erheben statt aufheben will. Ob diese zweite Liebe möglich wäre?

Wir wollen dem an dieser Stelle nicht nachgehen, sondern uns nur fragen, ob die hier angeführten unheimlich radikalen Schlüsse das besondere heutige Mann-Weib-Problem zu beleuchten vermögen. (Ob wir uns dabei mit ihnen identifizieren oder nicht, sei Nebensache.)

Ist es — ganz allgemein und weltanschaulich unvoreingenommen gesprochen — zu weit gegangen, dieses Problem, plastisch gesagt „die Frau von heute", durch das schon erwähnte Ressentiment der Frauen gegen die mißlungene Emanzipation gekennzeichnet zu sehen? Das Ressentiment sagt zugleich, daß das von der Emanzipation zwar gewaschene, aber nicht durch-

säuerte Weib, das sich ihrer nun irgendwie zu erwehren sucht, sie doch nicht überwunden hat. Die Natur hat gegen ihre Verleugnung reagiert, aber die Verleugnung möchte doch ihren Weg zu Ende gehen.

Nach Weininger wäre der wirkliche Schuldige bereits festgestellt. Aber müßte die Wiedergutmachung der Schuld nicht die Revision eines jahrtausendelangen Naturprozesses bedeuten? Das ist nicht gesagt, denn auch Weiningers Erkenntnis ist eine psychologische, und es ist einer der mutigsten Schritte der neuern Psychologie, daß sie auf das Vorsichgehen, sozusagen die Inkarnation der großen Naturprozesse in jedem einzelnen Schicksal und den Einzelbeziehungen der Menschen aufmerksam gemacht hat... Von da aus gewinnt manche gegenstandslos erscheinende Schroffheit grundsätzlicher Erkenntnis einen andern Aspekt.

Die wirkliche Emanzipation der Frau müßte also vom Manne ausgehen. Vom absoluten Mann, der Imago Dei? Leicht könnte man sich — flüchtig auf Weiningers Deduktion gestützt — zu dieser Erklärung bequemen und damit aus der Affäre ziehen. Aber gefehlt!

Es gibt hier — für den Mann — vielleicht keine andere Antwort als: mea maxima culpa. (Der Akzent liegt selbstverständlich auf dem m e i n e.) Ist es nicht so, daß wir — Emanzipation hin oder her — im Weibe letzten Endes nur die Sucht, das heißt die geeignete Projektion der Sexualität, suchen? Daß alle Geistigkeit nur der verstimmenden Absicht dienen muß?

Das soll wiederum keine Verurteilung der Lust sein. Aber fällt es uns nicht gerade nach der verunglückten, vielleicht durch uns verschuldeten Emanzipationsbewegung besonders schwer, die Lust mit dem Willen zum Wert zu verbinden? — Dann sind wir allerdings unglückliche, hoffnungsarme Geschöpfe. Kein Grund aber, es zuzugeben. Aber daß sowohl Flirt als der unaufrichtige Versuch, die Frau zu den „alten Werten" zurückzuführen, Ausreden sind, dürfte allmählich jedem klar sein.

Die „Frau von heute" enttäuscht vor allem jenen Mann, der unvoreingenommen sein möchte, das heißt, der sich von der empirischen Emanzipationsbewegung weder ein negatives noch

ein gesucht positives Bild vom Weibe zugelegt hat. Und vielleicht — den empirischen jungen Männern zur Ehre — ist die Zahl derer nicht klein, die unvoreingenommen sein möchten. Alle diese gehören zu den Enttäuschten. Denn das Weib, dem sie begegnen, ist n i c h t unvoreingenommen, sondern es leidet an „unerfüllter Sehnsucht" — in einem mannigfaltigen Sinne.

Weiter kann unsere Betrachtung nicht führen. Doch wir möchten daran erinnern, daß es unsere Aufgabe ist, d i e s e Sehnsucht zu begreifen und ihrer bewußt zu werden.

Hugo Mettler.

MASSE UND INDIVIDUUM.

Er ist heute nicht groß im Kurs, der Individualismus. Von allen Seiten wird er angegriffen, heruntergerissen und verlacht, ja in manchen Ländern gilt er sogar als staatsfeindlich oder zum mindesten als verdächtig. Die Masse ist heute Trumpf, die Riesenzahl gilt, große Aufmärsche und Versammlungen begeistern die Menschen und berauschen sie. Zu Tausenden drängen sie sich ins Stadion, um zu zittern und Beifall zu rasen, wenn ein Ball in ein Tor fliegt, unzählige warten stundenlang am Bahnhof, um die Ankunft eines berühmten Filmstars mitzuerleben, bei einer Katastrophe eilen sie in Scharen herbei, um die Verwüstung zu betrachten. Die Masse ist mächtig geworden, und triumphierend erhebt sich ihr Haupt. Große Teile der Menschheit sind massenselig geworden und fühlen sich nur dann recht wohl, wenn sie mit hundert andern das gleiche sehen, hören und erleben können. Sie fühlen dann voller Behagen so, wie es Faust beim Osterspaziergang ausdrückt: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein." Ja, diese Massenmenschen sind eigentlich nur glücklich unter ihresgleichen; sobald sie allein sind, erfaßt sie tödliche Langeweile, und sie fühlen sich mißmutig und unbefriedigt. Die Ursache dieser Unlust und Angst vor der Einsamkeit ist ihre geistige Trägheit und seelische Dumpfheit, in ihrem Innern ist es öde und leer, sie müssen Anregung von außen haben und eintauchen können in Lärm und Menschengewimmel. Sie fühlen sich in der Masse geborgen, die ihnen durch ihre zahlenmäßige Größe Stolz und Selbstvertrauen gibt, und dreist rufen sie den Außenstehenden zu: „Seht, wie wir stark und mächtig sind!" Doch wie arm und klein sind sie, wenn jeder wieder auf sich selbst gestellt ist! —

Diese Seelenverfassung sehr vieler Menschen haben politische Führer sich geschickt zu Nutze gemacht und die Masse für ihre Zwecke gewonnen. Und nun segelte das politische Massengefühl unter dem Wort „Volksgemeinschaft". Die Diktatoren als raffinierte Volkspsychologen wußten dem Massenbedürfnis durch dieses schöne

Wort zu schmeicheln, sie erhoben den Herdentrieb zu etwas Hohem und Edlem und bezeichneten die Individualisten als Laue, Passive, Indifferente oder gar als Egoisten. Wie konnte jetzt die Menge doppelt schwelgen, wie war nun ihre Massenseligkeit gewissermaßen moralisch gerechtfertigt! Je größer diese organisierte Masse wurde, um so stärker wurde sie; schließlich hatte ihr Führer so viel Macht in den Händen, daß er die Alleinherrschaft aufrichten konnte und alle andern, die nicht seiner und seiner Gefolgschaft Ansicht waren, rücksichtslos verfolgte, unterdrückte und knutete, und nur noch sein Wort, seine Ansicht und sein Recht galten. Und diesen Zustand, mit dem nur ein Teil des Volkes einverstanden ist, nennt man nun Volksgemeinschaft. Wahrhaftig, eine „erhabene" Volksgemeinschaft ist dies, die aufgebaut ist auf brutaler Unterdrückung und Tötung der Geistesfreiheit. Kommandierte Gemeinschaft ist nie echt und wahr, nur in der Freiheit kann wirkliche, ehrliche Gemeinschaft entstehen. Man klagt oft, daß in unserem Volk Zerrissenheit sei, doch glaube ich, diese Zerrissenheit ist ehrlicher und klarer als das unwahre, phrasenhafte Überkleistern vorhandener Gegensätze. Und es scheint mir, daß in unserem Volk trotz aller Gegensätze mindestens so viel wahre Gemeinschaft vorhanden ist wie bei den Nationen, die meinen, sie allein hätten die Volksgemeinschaft verwirklicht. Gemeinschaft muß nicht immer in Paraden und großen Aufmärschen bestehen, sie kann sich auch bescheiden und schlicht äußern und ist dann oft stärker und tiefer.

Während nun der Individualist den Wert und die Schönheit einer wahren Gemeinschaft einsieht, wenn er vielleicht auch nicht daran teil hat, so ist er ein entschiedener Feind des Massenwesens, wo der Einzelne nichts mehr gilt, wo er aufgesogen wird von der Vielzahl. In einer wahren Gemeinschaft kann die Persönlichkeit des Einzelnen noch zur Geltung kommen, in der Massenorganisation aber wird das Individuum zu einer Nummer, zu einem Glied einer unendlichen Kette. Alle müssen stramm stehen in einer Reihe, und wohlgefällig blickt das Auge des Führers über die gebändigte Masse hin; keinen eigenen Gedanken, keinen persönlichen Willen darf der Einzelne mehr besitzen, alle müssen sie handeln nach den Befehlen ihres Herrn und Gebieters. In einem absoluten Staat müssen alle parieren,

Eine hochfeine orientalische Zigarette:
„IZMIR"
fr. 0.70 per 20 St.

ob sie wollen oder nicht; alle werden zu Nummern, zu Knechten und Untertanen gemacht. Und diese Tatsache, daß Menschen Nummern werden, scheint mir menschenunwürdig und beschämend zu sein. Ist es nicht traurig, einem Menschen seinen freien Willen zu nehmen und ihn zu verhindern, seine Ideen und Gedanken in die Tat umzusetzen? Und welche geistige Öde entsteht, wenn die Menschen ihre Ideen nicht mehr austauschen dürfen und nur noch eine Ansicht und ein Wille gelten. Wie dumpf und eng wird einem, wenn ein „leidenschaftlich freies Wort" staatsgefährlich ist, wenn alles Leben in starre Gesetze gepreßt wird und das Individuum nicht mehr frei sich regen darf. Der Mensch kann sich nicht entwickeln, wenn er in Knechtschaft leben muß, er muß einen Spielraum haben, wo er sich frei ergehen und seine Gedanken ausbauen kann. Jeder Mensch soll einen Bezirk haben, der ihm ureigen ist, den er hegen und pflegen kann und den ihm keine Macht der Welt rauben darf. Das ist doch etwas Kostbares im Leben, eine einsame Stunde, in der man in seine Empfindungen und Gedanken versunken ist, und der Lärm der Welt unbedeutend und klein wird. Diese Feierstunden des Ichs gehören für mich zum Schönsten des Daseins, sie geben dem Leben Tiefe und Glanz. Es scheint mir nun wichtig, daß dieser private Bezirk des Lebens dem Individuum erhalten bleibt und von der Menge nicht angetastet werden darf. Der Einzelne muß auch das Recht haben, sich frei äußern zu können über Fragen, die ihn bewegen; der Staat soll sich nicht in seine persönlichen Überzeugungen mischen. Freie Bürger sind eines Staates würdiger als ängstliche Untertanenseelen. Wenn der Staat dem Bürger Freiheit und Unabhängigkeit gewährt, wird dieser auch willig den berechtigten Forderungen des Staates nachkommen, niemals aber soll der Staat Selbstzweck werden, da dann der Bürger in seiner geistigen Entwicklung gehemmt wird.

Ist nun der Individualist selbstsüchtig, weil er diese private Sphäre fordert und seine Anlagen entwickeln will? Natürlich ist bei ihm wie bei allen Menschen die Selbstsucht vorhanden, aber sie muß bei ihm nicht stärker sein als bei einem Massenmenschen. Wenn der Individualist sich nicht in der Masse einordnet, so kann er doch im Verkehr von Mensch zu Mensch Güte der Gesinnung und der Tat zeigen, er kann im stillen manch Schönes und Edles tun, das vielleicht den Augen der Welt verborgen bleibt. Oft gibt es wohl Individualisten, die ein wärmeres Herz für ihre Mitmenschen haben als manche Massenmenschen.

Es scheint mir nicht gerecht, den Individualisten als selbstsüchtig zu verschreien, er kann egoistisch sein, aber die Selbstsucht ist nicht von vornherein mit seinem Wesen verbunden. Ein Massenmensch, der nur seinen Massentrieb befriedigen will, ist nicht weniger egoistisch als ein Individualist, der nur seinem Ich lebt.

Jedes Individuum muß Raum haben, um sich geistig entfalten zu können; dazu braucht es aber Freiheit. Unsere Aufgabe scheint mir zu sein, diese Freiheit zu bewahren und zu festigen, damit der Geist nicht in dumpfer Knechtschaft verkümmern muß.

Karl Keller, phil. I.

COURS DE VACANCES.

Es ist eine schöne Sitte vieler deutschschweizerischer Studenten, besonders jüngeren Semesters, ferien- und studienhalber zugleich ins Welschland zu fahren; ‚Cours de Vacances' ist für sie zu einem Begriff geworden, der zwar neben dem eigentlichen zielstrebigen Fachstudium zurücktreten muß, aber sicher nicht unnütz ist und fast etwas wie — sagen wir Sonntagsstudium bedeutet. —

Nach kurzer, bequemer Fahrt im raschen Zug, zuletzt die sonnenbeschienenen Rebhalden des Lac Léman hinunter, werde ich von Freundeshand und der wohlsorgenden Patronne unserer Pension empfangen. Diszipliniert sprechen wir gleich französisch und halten durch, jusqu'au bout. Wenn's auch teilweise holprig klingt, so ist's doch Französisch. Gleich ist uns die so lebendig pulsierende, steil vom See aufsteigende Stadt mit ihren alten Türmen, gewundenen Gassen und den dazwischen gepflanzten modernen Kästen vertraut und lieb geworden.

Morgens pilgern wir jeweils brav, mit sprachlichen und literarischen Utensilien, deren man sich über Gesetzestexten und Kommentaren längst entwöhnt wähnte, wohlversehen, am Palais Rumine vorbei hinauf zum alten Gymnase, der Stätte unseres zeitweiligen Wirkens. Schon Bekanntes und einst mühselig Erarbeitetes wird rasch aufgefrischt, Neues hinzugelernt; von gereifterem Gesichtspunkte aus eröffnen sich neue Einsichten in die fremde Sprache und Literatur.

Von überall her sind sie gekommen, vom sanktionierten Rom und dem sanktionierenden London, von Göteborg und Kapstadt, von Zürich und aus dem Haag, aus Deutschland und den USA. Wir sind zusammengewürfelt: deutsche Nazis, ein 23jähriger „alter Kämpfer" und SA-Mann darunter, politisch naive Nordländer und Angelsachsen beiden Geschlechts, etliche Schweizer aus östlicheren Kantonen, die nie dabei waren und auch künftig an nichts schuld sein wollen, ein Frontist, ein englischer Salonkommunist, der ein honorabler Kenner der vins du pays zu sein scheint. Mit geistvollem Schlag und Gegenschlag liefern sich ein Nationalist von der isle of Jersey und ein italienischer Faschist einen Dauerfechtgang für und wider die Sanktionen. Im Laufe von Diskussionen blitzen in sonst noch mit Armbrustzeichen wohlbehütete Gedankenbahnen geistige, kulturelle und moralische Probleme hinein, die heute daran sind, Europa umzugestalten.

Von den Unterrichtsstunden trägt man wirklichen Gewinn davon.

Man erhält neuen Einblick in die französische Literatur anhand der gleichzeitigen Behandlung historischer und aktueller politischer Probleme, durch Veranschaulichung des Charakters des Français moyen und Vergleichung welschschweizerischer und französischer Art. Solche Tätigkeit mag vom rein fachlichen Standpunkt für die Nichtphilologen Luxus bedeuten; aber etwas Luxus gehört zum rechten Studieren. Unsere Professorin übrigens hat uns sogleich gewonnen. Hier wird nicht ängstlich darauf geachtet, es allen recht zu machen, schwarz bleibt schwarz, und weiß erscheint weiß. Man hat erkannt, daß Wissenschaft nicht bedeuten muß, alles ohne Unterschied im gleichen Lichte grauer und grauser Farblosigkeit darzustellen.

Zwischen den Kollegen und Kolleginnen hat sich rasch — kann man mir einen wehmütigen Seitenblick zur heimatlichen Alma mater verargen? — eine schöne Kameradschaftlichkeit gebildet, soweit das eben in solcher Zeit unter Leuten so verschiedener Provenienz überhaupt möglich ist. Die häufigen gemeinsamen Ausflüge tragen viel dazu bei, wo im Gespräche nationale Verschiedenheiten und geistige Anknüpfungspunkte aufgedeckt werden. In Debatten über Theater, Politik, Recht greift unser Leiter ein mit der scharfen Logik, Kritik und Klarheit, die lateinischem Geist eigen sind. Oben auf der Höhe weist er erklärend hin über die Bergkuppen am blauen See zu den schneeigen Zacken der Dents du Midi, und neben mir im Grase sitzt eine sanfte Holländerin und ist still vor Staunen; denn sie hat weder das eine noch das andere je gesehen . . .

Abends aber wissen wir kaum, wohin unsere Schritte zu lenken; soviel gibt's der lockenden Möglichkeiten, daß wir uns einen eigentlichen „Arbeitsplan" dafür aufstellen müssen. Einmal lauscht man unten am See dem blendenden Spiel einer hervorragenden Tanzkapelle, am andern Abend gibt man sich oben in der Cathedrale der unerhörten architektonischen und geistigen Einheit von Bau und Musik der Kirche hin. Immer aber gibt es die Möglichkeit, in irgendeiner guten Stube, in irgendwelchem alten Winkel bei Fondue und Fendant Probleme zu wälzen und fröhliche Kameradschaft und Freundschaft zu pflegen. Wir haben es bald heraus, wenn das fleißige Zürich eine Stadt der Arbeit und der Ordentlichkeit genannt werden kann, so sind wir hier recht eigentlich an einer Stätte der Jugend, wo sich schon romanische Lebensfreudigkeit geltend macht.

Wie schön ist es, etwa an einem strahlenden Hochsommermorgen, unten am prächtig ausgebauten Quai zu lustwandeln, besonders wenn man dabei nicht ganz allein ist, und wie herzerquickend das Bewußtsein, daß derweil die Kollegen oben durch die Anwendungsfälle des subjonctif hindurchgeschlaucht werden. Es kann aber auch geschehen, daß ich einen Mittag lang, während mein Freund sich am Strand mit irgendeiner Schönen in Wasser und Sonne verlustiert, in der kleinen Bibliothek des mittagsstillen und kühlen Gymnase über

Molière, Racine und Corneille sitze. Nur aus den laubschweren Kastanienbäumen im Hof dringt verhaltenes Vogelgezwitscher, ungestört erlebe ich französische Klassik, und in mir formen sich neue plastische Bilder.

An einem Regentag sind wir in einer Autostunde in der welschschweizerischen Reformationsstadt, der so internationalen, die ob ihrer internationalen Bindungen zeitweise fast gar den inneren Bund zu vergessen schien. Breite Boulevards nehmen uns auf, großartig, für Schweizeraugen fast ungewohnt. Wir stehn vor dem Palast, der als Haus des Bundes der Völker errichtet ward, Marmorquader, pompöse Monumentalität, wie wir sie schon auf ausländischem, aber nicht unserm Boden sahen. Livrierte Diener beäugen argwöhnisch uns Schweizer auf Schweizerboden. Interessiert betrachten wir das spectaculum politischer Form in höchster Vollendung. Die materiellen Entscheidungen fallen anderswo. Froh kehren wir abends wie in eine Heimat zurück. Anderntags gehe ich am ehrwürdigen Sitz unserer höchsten Richter vorbei, und es überkommt mich etwas wie Ergriffenheit und Stolz vor dieser sauberen Schlichtheit.

Zwischendrin gibt sich einmal die Gelegenheit, jenseits des Sees an einem Treffen des „Front Populaire Franco-Suisse" volkstribunischer Rethorik zu lauschen. Unfreiheit namens der Gleichheit. Was unser Volk in jahrhundertelangem Ringen sich erworben hat, eigenes Sein, soll nichts mehr gelten. Wie viel Schönes, wie viel gute, weil auf unserem Boden und aus unserem Volk erwachsene Kraft ergibt sich uns dagegen aus jenen Fahrten zu Schlössern und andern historischen Erinnerungsstätten auf der Landschaft draußen. Wenn einem dann die Professoren oder irgendein Kastellan anhand von Angaben aus politischer und Kulturgeschichte erzählen, wie einst in religiöser, kultureller und politischer Beziehung diesem Lande der Wille des kriegerischen Bern, damals ein schweizerisches Preußen, aufoktroyiert ward, versteht man den Geist der Fronde, der in diesem Völklein steckt. Die Universität der Hauptstadt dieses Ländchens hat einem Manne — früher ihr Student — der sein Volk, unser Nachbarvolk, zu neuer Größe führte, den Ehrendoktor verliehen, trotz dem Husten einer politisch neidischen Presse, trotz dem Stirnrunzeln in Objektivität sich kleidender Pseudowissenschaftler, trotz dem Kopfschütteln der deutschen Schweiz. Denn das lassen sie sich hier nicht nehmen, ganz als das sich zu geben, was sie sind und zu tun, was sie als richtig erkennen. In dunklen Gängen und weiten Hallen hängen ehrwürdige Waffen und darüber Fahnen, zerschlissen in Kämpfen, welche die Eidgenossenschaft schufen und wahrten, das weiße Kreuz durchs rote Feld . . .

Wie ich durchs Mittelland heimfahre, denke ich daran, daß eigentlich jeder junge Schweizer Akademiker es seinem Schweizertum schulde, mindestens in z w e i Richtungen einmal aus seiner engeren

Heimat herauszutreten, hinaus ins größere Reich, sei es deutscher, französischer oder italienischer Sprache, entsprechend seinem Idiom, um dort stolz seine Kultur und seine Eigenartigkeit zu erkennen und hinüber in seines Vaterlandes anderssprachigen Teil, um das Gefühl eidgenössischer Verbundenheit zu erleben. **Walter Mühlemeier.**

ANMERKUNGEN.

Die Redaktion des „Zürcher Student" beabsichtigt, im Laufe des kommenden Semesters zwei Sondernummern herauszugeben. Geplant sind eine Film-Nummer und ein Sonderheft, das sich mit dem Problem der Bessergestaltung des Verhältnisses zwischen der zürcherischen Bevölkerung und den ausländischen und außerkantonalen Studenten befassen wird. Es sollen vor allem unsere welschen und tessinischen Kommilitonen zu Worte kommen. Für das Zustandekommen dieser Hefte haben sich bereits einige namhafte Persönlichkeiten zur Verfügung gestellt. Wir hoffen, daß das Interesse auch bei den Studierenden unserer Hochschulen rege sein wird und erwarten mit den besten Wünschen für gedeihliche Ferien Ihre geschätzte Mitarbeit.

*

In der Vorbemerkung zum Gedicht „Der Wissende" von Mathias Kilp hat sich ein Fehler eingeschlichen. Es soll dort heißen: das 23. Todesjahr Christian Morgensterns.

*

Mitarbeiter, deren Beiträge noch nicht in dieser Nummer erschienen sind, mögen sich bis zum Winter-Semester gedulden. Im übrigen dankt der Redaktor für all die wertvolle Hilfe, die ihm sein Amt angenehm und leicht machen ließ.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

UNIVERSITÄT ZÜRICH.

Promotionen.

Die Doktorwürde wurde im Monat Mai, gestützt auf die abgelegte Prüfung und die nachfolgend bezeichnete Dissertation verliehen:

Von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät.

a) Doktor beider Rechte:

Denzler, Oskar, von Winterthur: „Die Liquidation der Güterverbindung infolge Todes eines Ehegatten."

Seiler, Karl, von Schaffhausen: „Verbände nach schweizerischem Vereins- und Genossenschaftsrecht."

Müller, Walter, von Zürich: „Die Kindesannahme im schweizerischen internationalen Privatrecht."

Hertli Max, von Andelfingen: „Der Tatbestand des Raubes."

Müller, Heinrich, von Glarus: „Über Präventivpolizei."

b) Doktor der Volkswirtschaft:

Zwingli, Ulrich, von Pfäffikon (Zürich): „Die Golddevisenwährung in der Nachkriegszeit."

v. Meiß, Gottfried, von Zürich: „Betrachtungen über die Beziehungen zwischen Krieg und Wirtschaft."
Wengle, Hubert, von Kreuzlingen: „Kreditgeldschöpfung und Kreditgeldkontrolle."

Von der medizinischen Fakultät:

Baasch, Ernst, von Dättwil (Aargau): „Zur Pathogenese eines Falles von diffusem Gliom des Thalamus, des Aquädukts und der Pinealgegend."
Wohnlich, Werner, von Arbon: „Manuelle Muttermundsdehnung und Muttermundsinzisionen sub partu."
Wislicka, Chana, von Lodz (Polen): „Über den traumatischen Hämothorax."
Schlachter, Irving Sh., von New York (USA.): „Die operativen Resultate des Hallux valgus nach der Ludloffschen Methode."
Güller, Karl Hch., von Hüttikon (Zürich): „Ein eigenartiger Fall multipler fötaler Mißbildungen."

Von der philosophischen Fakultät I:

Egloff, Wilhelm, von Gottlieben (Thurgau): „Le paysan Dombiste. Etude sur la vie et les travaux des champs dans un village de la Dombes Versailleux (Ain)."
Baur, Bernhard R., von Birmensdorf (Zürich): „Versuch über Inhalt, Motive, Stil in „Le Culte du Mois" von Maurice Barrès."
Stampa, Renato A., von Stampa (Graub.): „Contributo al lessico preromanzo dei dialetti lombardo-alpini e romanci."
Gallusser, Rita, von St. Gallen: „Verdis Frauengestalten."
Anhegger, Gerda, von Zürich: „Der Spleen bei Charles Baudelaire."

Von der philosophischen Fakultät II:

Düggeli, Otto, von Luzern: „Über den gestaltenden Einfluß von Zugspannungen auf Bindegewebskulturen."
Bernhard, Hans, von Untervaz (Graub.): „Chur. Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie einer Verkehrsstadt."

EIDGENÖSSISCHE TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Die Eidg. Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden auf Grund der abgelegten Prüfungen das Diplom erteilt:

Als Architekt.

Menne, Hans, von Köln (Deutschland).
Pankow, Curt Albert, von Berlin-Wilmersdorf (Deutschland).
Silberschmidt, Walter, von La Chaux-de-Fonds (Neuenburg).

Als Bauingenieur.

Frey, Roger, von Genf.
Joekes, Adolf Marcus, von Haag (Holland).
Mathys, Hans, von La Chaux-de-Fonds (Neuenburg).
Mauch, Hansrudolf, von Zofingen (Aargau).
Pagani, Luigi, von Massagno (Tessin).
Schlumpf, Rudolf, von Uster (Zürich).

Als Elektroingenieur.

Stumpf, Wilhelm, von Wien (Oesterreich).

Als Ingenieur-Chemiker.

Alderson, W. Lysle, von USA.
Baud, Joseph, von Lyon (Frankreich).
Boehme, Richard, von Köniz (Bern).
Brenner, Max, von Basel.
Broekman, Didericus Petrus, von Amsterdam (Holland).
Dazzi, Joachim, von Scanfs (Graubünden).

Dubler, Cesar E., von Wohlen (Aargau).
Fried, Laszlo, von Simontorya (Ungarn).
Goldschmidt, Alfred, von Zürich.
Grob, Adolf, von Degersheim (St. Gallen).
Heineman, Stephen Dannie, von Charlotte (Nth. Carolina, USA.).
Hunziker, Fritz, von Zürich, Bern und Aarau.
Kuster, Werner, von Schmerikon (St. Gallen).
Lippens, Robert, von Brüssel (Belgien).
Meister, Hans, von Dübendorf (Zürich).
Meldahl, Hans F., von Kopenhagen (Dänemark), mit Auszeichnung.
Pannevis, Willem, von Utrecht (Holland).
Ruth, Max, von St. Gallen.
Stamm, Guido, von Schleitheim (Schaffhausen).
Weil, Kurt, von Neu-Endingen (Aargau).
Weitnauer, Gustavo, von Basel.

Als Forstingenieur.

Barberis, Joseph, von Bellinzona (Tessin).
Ceppi, Jean, von Delsberg (Bern).
Dimmler, Robert, von Zofingen (Aargau).
Fischer, Fritz, von Triengen (Luzern).
Hossli, Hans Heinrich, von Zeihen (Aargau) und Zürich.
Lanz, Werner, von Rohrbach (Bern).
Müller, Max, von Ossingen und Wetzikon (Zürich).
Pagani, Joseph, von Massagno (Tessin).
Perren, Camill, von Bellwald (Wallis).
Peter, Max, von Trüllikon (Zürich) und Glis (Wallis).
Schmid, Jakob, von Malans (Graubünden).
Steiner, Walter, von Neftenbach (Zürich).
Trepp, Walter, von Medels (Graubünden).
Voegeli, Hans, von Glarus und Riedern.

Als Ingenieur-Agronom.

Berger, Ewald, von Ruggell (Liechtenstein).
Bieri, Hermann, von Langnau (Bern).
Bikle, Arnold, von Winterthur (Zürich).
Binswanger, Werner, von Kreuzlingen (Thurgau).
Burger, August, von Freienwil (Aargau).
Gafner, Jakob, von Beatenberg (Bern).
Hänni, Hans, von Forst bei Thun (Bern).
Keller, Hans Peter, von Gysenstein (Bern).
Rütti, Rudolf, von Ersigen (Bern).
Ulrich, Walter, von Waltalingen (Zürich).
Vollenweider, Willy, von Wangen (Zürich).

Als Mathematiker.

Besse Jean, von Bagnes (Wallis).

Als Physiker.

Amsler, Joachim, von Schaffhausen.
Meili, Ernst, von Zürich.
Weber, Paul, von Langenthal (Bern).
Wehrle, Wolfram, von Genf.

Als Naturwissenschafter.

Gübeli, Otto, von Goldingen (St. Gallen).
Künzler Hans A., von Wolfhalden (Appenzell A.-Rh.).
Mayer Frl. Margarethe, von Frankfurt a. M. (Deutschland).

NEUANSCHAFFUNGEN DER STUDENTENBIBLIOTHEK.

Mai 1937.
Ergänzung der Liste in Nr. 2 des „Zürcher Student".

Stud. B 711 Bainville, J.: Lectures.
„ C 221 Faulkner, W.: Light in August.
„ B 712 Giraudoux, J.: La guerre de Troie n'aura pas lieu.
„ A 2880 Hoffmann, O.: Wie liest man den Wirtschaftsteil einer Tageszeitung?
„ A 2881 Kagawa, T.: Auflehnung und Opfer.
„ C 222 Kipling, R.: Something of myself.
„ A 2882 Klepper, J.: Der Vater.
„ B 635a Mauriac, F.: Journal. II.
„ C 223 Preedy, G. R.: The autobiography of Cornelis Blake.
„ A 2883 Sadoveanu, M.: Nechisor Lipans Weib.
„ A 2884 Silanpää, F. E.: Menschen in der Sommernacht.
„ A 2885 Sudhoff, K.: Paracelsus.

Für die Bibliothekkommission: Der Präsident i. V.: **Doornkaat,** theol.

BUCHBESPRECHUNGEN.

Oliver La Farge, Laughing Boy. Es ist die Geschichte eines Indianermädchens, das, der Zivilisation verfallen, durch die Liebe zu einem Navago sich wieder zu ihrem Stamm zurückfindet. — Kräftig und schön erzählt der Dichter von uralten Stammesüberlieferungen, von heiligen Tänzen und Beschwörungen und stellt uns eine Tradition vor Augen, die sich bis zu den Letzten ihres Stammes stolz behauptet.

M. Sadoveanu, Nechifor Lipans Weib. Es ist der Roman eines rumänischen Dichters, der uns von der Größe einer einfachen Frau, der Frau eines Bergbauern, erzählt. Sie zieht mit ihrem Sohn aus, um ihren Mann zu suchen, der seit Wochen von seinem Schafkauf im Tal nicht zurückkehrt. Sie entdeckt, daß er ermordet worden ist, und wie erst die Liebe, so treibt sie nun der Haß. Sie ruht nicht eher, bis das Verbrechen gesühnt wird. — Die Handlung ist einfach, aber mit großer Menschlichkeit und Farbigkeit gestaltet. Bei allem Ernst eine doch auch wieder mit echtem Humor durchzogene Dichtung. **Gisela Hoepe.**

Kagawa, Auflehnung und Opfer. Der große christliche Arbeiterführer Japans erzählt hier den Werdegang eines jungen japanischen Christen, der sein eigener sein dürfte: Seminar, Bruch mit dem alten Leben, Missionsarbeit im Elendsviertel einer Hafenstadt, der erste Streik. Literarische Anforderungen dürfen an das Buch nicht gestellt werden, es ist interessant als einer der ersten Versuche eines ursprünglich japanischen Romans nach europäischem Muster.

Ina Seidel, Meine Kindheit und Jugend. Die bekannte Dichterin erzählt hier ihren Werdegang in verschiedenen großen deutschen Städten, deren Gegenüberstellungen das Buch schon lesenswert machen. Mit Ausnahme des tragischen Todes des Vaters hat Ina Seidel eine ziemlich ruhige Jugend verlebt. Es ist auch nicht der Inhalt des Buches an sich oder seine Form, was uns zur Anschaffung bewog, sondern die Tatsache, daß man sich keinen besseren Führer zum Verständnis der Werke Ina Seidels denken kann.

George R. Preedy, The autobiography of Cornelis Blake. Dieses außergewöhnliche Buch, originell in seiner Konzeption und reich an Abenteuern, erzählt uns das Leben des Cornelis Blake in der Form einer Autobiographie, die hier zu einer seltenen Vollendung gelangt ist. Engländer, aber von holländischem Stamm, lebt er einige Zeit als Vertreter eines holländischen Bankhauses im Neapel des französischen Revolutionszeitalters. Der beherrschte Aristokrat, der vornehme Bankier, der an die unbegrenzte Macht

des Geldes glaubt, ohne es zu seinem Gott zu machen, hat einen schweren Stand gegenüber seinem jüngeren Bruder, der ihm fortwährend peinliche Situationen bereitet. Seine Liebe zu der geheimnisvollen Madame Fonesca bringt ihn in Lebensgefahr, wo ihm dann die Erkenntnis der Ohnmacht des Geldes gegenüber dem Volkshaß kommt. Interessant ist die Haltung Nelsons im Bürgerkrieg von Neapel, wo er uns nicht als der Held von Trafalgar, sondern als ein erbarmungsloser, fast wütender Richter entgegentritt.

Die Erzählung ist spannend und ohne jegliche billige Effekthascherei. Der Stil ist beherrscht und vermittelt uns doch fortwährend das Gefühl der Spannung des Vulkans, der unter dieser Unbewegtheit liegt.

Jochen Klepper, Der Vater. Ein Lebensroman Friedrich Wilhelm I. Nicht der erste seiner Sorte, besonders der Konflikt Friedrich Wilhelms. Friedrich der Große hat schon eine ausführliche literarische Besprechung über sich ergehen lassen müssen.

Gerade in dieser Hinsicht — um dies vorwegzunehmen — macht man bei der Lesung des Romans eine eigenartige Entdeckung: daß, bei eingehender Betrachtung, Vater und Sohn einander sehr nahestehen. Der Widerstand Friedrichs gegen seinen Vater, seine Feindschaft, sein Haß, dies alles findet sich ebenso in dem Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Vater, dem ersten Preußenkönig Friedrich, wobei man allerdings bemerken muß, daß diese Parallele nicht ad absurdum durchgeführt werden darf.

Auch Könige müssen die historische Rolle spielen, die Vätern und Söhnen auferlegt ist: daß sie einander nicht erkennen, sich bekämpfen müssen. Die eine Generation ist die scheinbare Gegnerin und Besiegerin der andern. Scheinbar, denn schließlich wird nichts besiegt, und das Leben geht weiter. Der Dichter will es uns klar machen: Die Feindschaft zwischen Vater und Sohn, wie real sie auch sein möge, ist eine Fiktion; sie ist eine notwendige Auseinandersetzung von zwei eigentlich gleich gerichteten Charakteren, ein Kampf von Meinungen und Idealen, die durch ihre Verwandtschaft einander zur Gegnerschaft reizen, ein Kleinkrieg, bei dem viele aus der nächsten Umgebung unschuldig mitleiden müssen. Die zerbrochene Flöte und die französischen Bücher sind Nebensachen.

Ob diese Auffassung richtig ist, d. h. in ihrer Anwendung auf diesen besonderen Fall — denn als allgemeine Feststellung möchten wir ihr durchaus beistimmen — darüber zu urteilen ist schwer, wenn nicht unmöglich. Auf jeden Fall ist es eine Auffassung, die in der Reihe der Romane über diesen Gegenstand wohltuend wirkt.

Eine neue Auffassung und zugleich ein historisch einwandfreies Bild zu geben, ist eine schwere Aufgabe. Was wir in Menzels Bildern vermuten, empfinden wir in Kleppers Buch: umfassende Vorstudien. Dies ist wohl auch der Grund, warum der Dichter, vor dessen starkem Talent man sonst nur Achtung haben kann, sich hie und da zu etwas langatmigen Beschreibungen von Hoffeierlichkeiten und Verwaltungsmaßregeln hergibt.

Dieses Buch bekam in Deutschland den Untertitel: der Soldatenkönig, ein Titel, der uns eine Warnung war. — Der Friedrich Wilhelm Kleppers ist nicht der König der langen Grenadiere, sondern der Lenker seines Landes, der in seinem Feuereifer zuerst manchen Fehler macht, um sich dann zur richtigen Wahrnehmung des Herrscheramtes durchzuringen.

Ein Buch für Deutsche, um ihnen den Preußenstaat begreiflich zu machen, für Nicht-Deutsche, um eine für Deutschland unwiderrufliche Epoche in einer denkbar ansprechenden Form kennen zu lernen.

H. ten Doornkaat.

DIE C.I.E.-KARTE.

Die Confédération Internationale des Etudiants gibt eine internationale Identitätskarte aus, die bezeugt, daß deren Inhaber an einer Hochschule

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich den Herren Studierenden der Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen. Gegen Ausweis wird auf dem Einkauf für den eigenen Gebrauch die vereinbarte Vergünstigung gewährt. **Der Buchhändlerverein Zürich.**

Von Morgens 6 Uhr an
Frühstück 45—90 Cts.

Entfernung von der E. T. H. 3 Minuten, Universitätstraße 40, Zum Haldenbach

Auto-Shell-Service **Auto-Zubehör**
Auto-Reparaturen **Auto-Pneus**
Auto-Verwaltung **Auto-Oele**
Auto-Konstruktionen **Auto-Garagen**

Inhaber:
Walter Wyss
cand. ing.
Steinwiesstr. 37
Telefon 21.570

Abschrift wissenschaftlicher Arbeiten, Dissertationen, sowie Übersetzungen besorgt prompt, gewissenhaft und billig

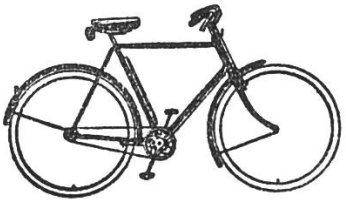
Schreibbüro Urgent
Telephon 36.953 Steinhaldenstr. 37, Zürich 2

Helmhaus-Konditorei-Café
E. HEGETSCHWEILER ZÜRICH
Gute Zeitschriften — Gute Musik
Gutes Publikum — Guter Café

CHOCO DRINK

erfrischt und nährt zugleich
Preis **20 Cts.** die 3-Dezi-Flasche

Vereinigte Zürcher Molkereien, Feldstr. 42
Telephon 31.710



Velos in allen Ausführungen
Halbrenner, Damenräder, Militärräder · Renner nur erstklassiges Schweizerfabrikat.
Auch auf Teilzahlung.
ALBATROS A.-G., Stauffacherstraße 27

immatrikuliert ist. Die C.I.E.-Karte ist in ganz Europa (im Gegensatz zu den lokalen Legitimationskarten) anerkannt und bringt ihrem Inhaber oft beträchtliche Vorteile. Er genießt im Auslande dieselben Vergünstigungen wie die dort ansässigen Studenten (Museen, Theater, Konzerte, Restaurants, Hotels, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Visas usw.). In einer Liste sind einige der wichtigsten Vergünstigungen, wie die Adressen der nationalen Studentenverbände, die dem reisenden Studenten beistehen, publiziert.

Beschaffung der Karte: Der Bewerber hat ein Anmeldeformular (erhältlich auf den Hochschul-Kanzleien und beim Sekretariat des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften) auszufüllen, wobei die Immatrikulation durch die betr. Hochschul-Kanzlei bestätigt sein muß, und mit zwei Photographien dem Sekretariat des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften einzureichen, wo ihm die Karte ausgestellt wird. Für Verlängerung einer abgelaufenen C.I.E.-Karte genügt Vorweisung der Legitimationskarte auf dem Sekretariat des V.S.S. —

Die Gebühr für eine neue C.I.E.-Karte beträgt Fr. 2.50, für eine Verlängerung nach einem Jahre Fr. 1.50.

Das Sekretariat des V.S.S., Eidg. Techn. Hochschule, Zimmer 44a, ist täglich von 10—12 Uhr geöffnet.

*

Der Rotschuo-Heimverband sucht für die Zeit während der Hochschulferien (Juli/August) einige Studenten als Lagerleiter und Führer ausländischer Studenten- und Jugendgruppen für sein Heim am Vierwaldstättersee. Nur tüchtige Bewerber, erfahren und sprachenkundig, mögen sich melden auf dem Bureau des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften, Zimmer 44a, Eidg. Techn. Hochschule oder direkt beim Rotschuo-Heimverband, Seilergraben 1.

INTERNATIONALES STUDENTENLAGER IN SAAS-FEE.

In der Zeit vom 21. August—4. September veranstaltet der Verband der Schweizerischen Studentenschaften (V.S.S.) im Namen der Confédération Internationale des Etudiants (C.I.E.) ein internationales Studentenlager. Es sind zwei Etappen des Lagers vorgesehen, vom 21. August—28. August und vom 28. August—4. September, während welchen sich Studenten und Vertreter der akademischen Jugend aller Länder zusammenfinden werden, um so in unserer herrlichen Alpenwelt bei Sport und Spiel neue geistige und freundschaftliche Bande zu knüpfen. Die Teilnehmer werden zum äußerst günstigen Pauschalpreis von sfr. 70.— pro Etappe in den dortigen Hotels untergebracht und verpflegt werden.

Für nähere Auskünfte und Anmeldungen wende man sich an das Auslandamt des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften, Zimmer 44a, Eidg. Techn. Hochschule.

Für das internationale Studentenlager, das vom Verband der Schweizerischen Studentenschaften in der Zeit vom 21. August bis 4. September in Saas-Fee durchgeführt wird, werden einige Studenten als Lagerleiter und Führer gesucht. Geboten wird freier Aufenthalt in Saas-Fee während dieser Zeit. Bewerber mit guten alpinistischen Fähigkeiten sowie sprachenkundig wollen sich auf dem Bureau des V.S.S., Zimmer 44a, Eidg. Techn. Hochschule, melden, wo gerne nähere Auskunft erteilt wird.

Die nächste Nummer erscheint Ende Okt. Redaktionsschluß 11. Okt.

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student":
Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.